

gen kleinen und doch so klaren Abbildungen vor uns aufrollt. Die Dinge da drinnen sind uns lieber und lieber geworden mit der Zeit. Denn es ist Herz und Gemüt drin, ein bisschen Spott und ein bisschen Hohn auf unsere Zeit und ihre Menschen, aber alles in verdaulichen Portionen. Fünfzehn Jahre deutscher Kunst, ein herzlich kleiner Zeitraum im Weltall und doch so inhaltreich in seinen künstlerischen Äußerungen heterogenster Art. Vier farbige Abbildungen, der bekannte Lenbachsche Bismarckkopf, und endlich ein schönes, ganz von Jugend durchwehtes Bild auf dem geschmackvollen Umschlag erhöhen den Wert dieses von Schönheit und Anmut, von herzerfrischender Farbigkeit des Lebens getragenen Buches, der weit über den eines Kataloges hinausgeht.

Leider kann ich es bei dem so hübsch gedachten Schluß nicht bewenden lassen. Denn während mein Artikel in Leipzig gesetzt wurde, hat man sich in meiner Vaterstadt Dresden wieder einmal einen bösen Streich geleistet und feste drauflos beschlagen. Max Klinger, Otto Greiner und Rich. Müller haben daran glauben müssen. Es ist unglaublich! Aber was hat es für Zweck, sich noch immer wieder über die Ungeschicklichkeiten übereifriger Staatsdiener aufzuregen!

Von der Tagung der deutschen Kunstvereine in Dresden ist ein wichtiger Beschluß auch für die Kunsthändler interessant. Man will in die Ausstellungsbestimmungen einen Passus einführen, der es zur Pflicht macht, Untergebote unter zwei Drittel des Preises nicht zu behandeln. Bravo, meine Herren! Das ist sehr vernünftig. Möge auch der reguläre Kunsthandel das gleiche Rückgrat zeigen und den von einer gewissen Sorte von Kunstfreunden beliebten Brauch, auf einen Preis ganz fast den vierten Teil zu bieten, in gleicher Weise beantworten! Allerdings wird man dann die Preise nicht von vornherein allzu sehr aufs Handeln einrichten müssen. Was im Interesse der Gesundung und des Ansehens des Geschäftes ganz gewiß niemals unvorteilhaft ist.

Stuttgart.

Arthur Dobsch.

Unarten beim neuesten Titelsatz.

Jene Geschmacksreform, die verhältnismäßig rasch auf das Gebiet der Buchkunst übergriff, hat mit nicht geringem Eifer den in den 90er Jahren üblichen Titelsatz als eine eklektizistische Entgleisung bekämpft und gegeißelt. Wie groß war die Entrüstung über die elenden, dünnen, fast- und marklosen Typen, aus denen die Setzer nach einem vorgefaßten Formschema die Titelseite zusammenbauten! Wie wurde dieses gekünstelte Bauen verdammt und eine organische, aus einem Guß herausgeformte Fläche verlangt! Die Titelaufschrift sollte eine repräsentative Geste weisen, sollte formal in Einklang gebracht sein mit der Typie der Textseiten. Der einzelne Buchstabe sollte sich darbieten als Glied und Träger eines einheitlichen Organismus, als ein Schwarz-Weiß-Fleck innerhalb eines ornamentalen Ganzen. Der Einheitlichkeit und der geschlossenen Flächenwirkung halber wurden Titel-, Autor- und Verlegernamen auf einen Fleck in der Mitte oder am oberen Rand der Seite zusammengedrängt. Eine ganze Menge Verleger, überzeugt von der Schönheit der gelegentlich gezeigten Beispiele oder der Triftigkeit dieser oft vorgebrachten Gründe, gaben nicht nur ihren Druckern in diesem Sinne Weisung, sondern ließen die Reformprediger unter den Künstlern, wenn sie ihnen nicht überhaupt die Regie ihrer Bücher übertragen hatten, die Titelseiten mit Rohr- und anderen Federn einheitlich schön schreiben. Die Künstler können sich nicht beklagen, daß sie für ihre Bestrebungen nicht genügend Verständnis gefunden hätten. Eine leidlich geschmackvolle Ausstattung in ihrem Sinne gehört heute zu den Selbstverständlichkeiten. Wer einigermaßen mit der Physisio-

gnomie unserer Neuerscheinungen vertraut ist, darf getrost die Behauptung wagen, daß Verleger aller Gattungen auf die Aufmachung ihrer Werke die Sorgfalt wenden, die damals gefordert wurde, daß, abgesehen von vereinzelt Entgleisungen, sich gerade hier ein achtbares und qualitätvolles Niveau herauszubilden begonnen hat.

Man sollte meinen, daß alle Welt vergnügt über den Verlauf dieser Entwicklung wäre. Sollte vor allen Dingen meinen, daß die Künstler, stolz auf ihren moralischen Sieg, alles tun würden, um einerseits diese Prinzipien bis in die kleinste Druckerei hinein fruchtbar zu machen, und andererseits — wie es etwa ein Ehmede mit jedem neu erscheinenden Werk tut — die erreichte Qualität durch immer neue, immer feinere Leistungen künstlerisch zu vertiefen. Beinahe könnte man sagen: das Gegenteil ist der Fall. Verlegerschaft und Buchgewerbe setzen einen Stolz darein, ihre Darbietungen im Sinne einer geschmacklichen Gediegenheit immerfort zu steigern, oder wenigstens nicht herabsinken zu lassen, Publikum und Kritik nehmen mit Genugtuung die Früchte dieser Bemühungen hin, und diejenigen, die allen Grund zur Mitsfreude hätten, die Buchkünstler nämlich, beginnen — wenn man die neuesten Titelsatzexperimente ansieht — auszuspringen. Nicht alle, aber wie G. R. Weiß etwa, doch ein Teil derer, die vor zehn Jahren eine Führerrolle spielen konnten.

Es handelt sich bei diesen Neuerungen, diesen Modefädeln, wie man sagen möchte, um nichts anderes, als um ein Wiederaufgreifen der barocken Tendenzen der 50er Jahre des vergangenen Jahrhunderts. An die Stelle einer einheitlichen Blockgruppierung tritt ein Titelsatz nach einem vorgefaßten Schema, das die einzelnen Zeilengruppen wieder soweit auseinanderreißt, daß von einer einheitlich ornamentalen Wirkung kaum noch die Rede sein kann. Zwei oder drei Zeilen am Kopf der Seite, eine am Fuß, statt eines einheitlich und übersichtlich beschriebenen Blattes, ein Satzwerkstück aus kleineren Graden einer mageren Type, die mit fingerbreiten Lücken gesperrt wird, neuerdings auch noch mehrere Schriftarten durcheinander, das ist der neue Titelsatztyp, für den sich eine Reihe Buchkünstler einsetzen. Wenn ich nicht sehr irre, setzten diese Versuche mit den Tempel-Klassikern ein, denen man ja überhaupt ein etwas ältliches, biedermeierliches Aussehen zu geben wünschte. Der Faust-Band ist jedenfalls das typischste Beispiel, das man anführen könnte. Die Auseinanderreißung des Wortes »Faust« zu einer langgestreckten Zeile, die aus den fünf mit etwa 2 bis 2½ cm Durchschuß gesetzten Buchstaben gebildet wird, ist jedenfalls das Äußerste, was nach dieser Richtung geleistet werden könnte. Eingeweihte wollten wissen, daß bei dem Erscheinen der ersten Tempel-Bände die großen Grade der Weiß-Fraktur noch nicht geschnitten gewesen wären, und daß Weiß aus einer Not gewissermaßen eine Tugend zu machen versucht hätte. Spricht dagegen schon die einfache Erwägung, daß es für einen Künstler wie G. R. Weiß, der früher so ausgezeichnete Buchtitel zu schreiben wußte, ein Kleines gewesen wäre, noch einmal zur Feder zu greifen, so beweist deutlich genug die Aufmachung des Hauptmannschen »Emanuel Quint«, daß mit dieser Art Satz Weiß für das Buchgewerbe den Schritt tun wollte, der für das übrige Kunstgewerbe seit zwei Jahren von der Berliner Kunstgewerbeschule aus getan wurde, nämlich die Wiederanknüpfung an die keineswegs erfreuliche Geschmacksrichtung der 50er Jahre des vorigen Jahrhunderts. Neu an diesem neuesten Titelsatz ist nur der Mut, mit dem ein solch windiges, beinahe unkünstlerisches Schema aufgegriffen wird von denjenigen, die einmal mit sehr guten Gründen und doch auch nicht ohne überzeugte Begeisterung gegen Variationen dieses selben Schemas angeknüpft haben.